

Jüdischer Verlag

Leseprobe



Agnon, Samuel Joseph
Schira

Roman
Aus dem Hebräischen von Tuvia Rübner

© Jüdischer Verlag
978-3-633-24183-5



Agnons letzter großer Roman führt ins Jerusalem der dreißiger Jahre: Manfred Herbst, Professor für byzantinische Geschichte an der Hebräischen Universität, ist von sich, seiner Arbeit, der engen Welt seiner Kollegen, vom Leben mit seiner unendlich verständnisvollen Frau Henrietta gelangweilt. Als seine Frau ihr drittes Kind zur Welt bringt, begegnet Herbst der Krankenschwester Schira. »Schira« bedeutet auf hebräisch zugleich »Dichtung«, und Herbst setzt Schira gegen die Prosa seiner Verhältnisse. In endlosen Streifzügen durch das nächtliche Jerusalem sucht er nach der jungen Frau.

Aber dieses Buch ist mehr als ein Liebesroman; er dokumentiert zugleich eine aus den Fugen geratene Welt: 1936 kommt es in Jerusalem und im damaligen Palästina zu arabisch-jüdischen Unruhen, eine von Herbsts erwachsenen Töchtern schließt sich einem Grenzkibbuz an, die andere einer kämpfenden Untergrundbewegung. Und aus Herbsts Heimat Deutschland dringen Nachrichten von dort verbliebenen Angehörigen, die schon auf die Vernichtung der europäischen Juden deuten. Herbsts quälende Träume spiegeln die Geschichte seiner unerfüllten Liebe ebenso wie die Zeitumstände. Agnon, der 1970 starb, hat seinen Roman nicht mehr ganz vollendet; das Ende bleibt offen. Er erscheint hier erstmals in deutscher Übersetzung von Tuvia Rübner.

S. J. Agnon Schira

Roman

Aus dem Hebräischen
von Tuvia Rübner

Jüdischer Verlag
Frankfurt am Main

Titel der Originalausgabe: *Schira*
© Schocken Publishing House Ltd., Tel Aviv 1970

Erste Auflage 2018
© dieser Ausgabe Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 1998
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Wagner GmbH, Nördlingen
Printed in Germany
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
ISBN 978-3-633-24183-5

Erstes Buch

1 In der einbrechenden Dämmerung brachte Manfred Herbst seine Frau Henriette ins Krankenhaus. Kurz darauf ließen sich Schritte vernehmen, und der Beamte, er hieß Achselrad, trat ein und sprach über die Schulter hinweg mit dem Hausdiener oder mit der Putzfrau oder mit beiden zugleich. Während er sprach, rückte er die Brille von den Augen auf die Stirn und blickte erschrocken wie einer, der in sein Haus tritt und einen Fremden vorfindet. Er erkundigte sich, wonach er sich erkundigte, und antwortete, was er antwortete, zog ein Notizbuch hervor und notierte, was er notierte. Schließlich führte er Frau Herbst in den Raum, in dem die Frauen, die vor ihrer Entbindung stehen, warten, bis ein Bett für sie bereit ist. Manfred folgte seiner Frau schleppend nach und setzte sich zu ihr.

Manfred saß neben Henriette inmitten der Frauen, die auf ihre Niederkunft warteten, und sann über sie und ihre Schwangerschaft nach, sie war zur Unzeit eingetreten, sollte doch Henriette nach allen Erwägungen in ihrem fortgeschrittenen Alter nicht mehr befürchten, in andere Umstände zu geraten. Wie sollte sie die Qual der Geburt und alles übrige ertragen? Aber das Geschehene kann man nur geschehen sein lassen, und so bleibt jetzt nichts anderes übrig, als diesen Gelegenheitsfund als Geschenk des Himmels entgegenzunehmen. Er streckte die Hand aus und streichelte ihre müden Arme und welken Wangen. Mit einem traurigen Lächeln ihrer geschwollenen Lippen schlummerte sie ein. Und auch er schlummerte ein und nahm teil am Leid seiner Frau und an ihrer Freude.

Es kam eine Krankenschwester, hochgewachsen und männlich aussehend, sie trug eine Brille, die von ihren Augen frech abstand und die Sommersprossen ihrer grauen Wangen aufscheinen ließ wie Nagelköpfe an einer alten Wand. Vor drei, vier Jahren hatte Manfred sie zum ersten Mal gesehen. Es war, als Jerusalem in tiefer Trauer lag. Der Sohn einer hochgeachteten Familie war von einem Nichtjuden getötet worden, und die ganze Stadt war zusammengeströmt, um ihm das letzte

Geleit zu geben. Als alle dastanden in Trauer und Kummer, verließ eine Frau in Schwestertracht erhobenen Hauptes das Krankenhaus, eine glimmende Zigarette im Mund, Frechheit und Unverschämtheit in einer Person. Seitdem wandte Manfred Herbst jedesmal, wenn er ihr begegnete, das Gesicht von ihr ab, um sie nicht zu sehen. Als sie jetzt da herankam, zürnte er im Herzen dem Vorsteher des Krankenhauses, daß er sie Kranke betreuen ließ. Eine, die sich frech und unverschämt einer trauernden Stadt gegenüber benommen hat, wäre fähig, sich mild denen gegenüber zu benehmen, die Milde nötig haben?

Zarte Frauen sollten jetzt ihre harte Hand zu spüren bekommen, und auch Henriette war ihr auf Leben und Tod ausgeliefert. Seine Gedanken kehrten zu seiner Frau zurück, der eine Geburt bevorstand, und er machte sich wiederum Gedanken über das, was eine Frau bei der Niederkunft und nachher erwartet. Dabei begannen seine Augenlider vor lauter Mitgefühl faltig zu werden.

Wie kam es, daß ich an Lisbeth Neu gedacht habe? fragte sich Herbst. Eigentlich habe ich gar nicht an sie gedacht, jetzt aber denke ich an sie. Und da sie ihm in den Sinn gekommen war, überkam ihn ein Geist der Reinheit, wie stets, wenn er sich ihrer erinnerte. Der Glanz ihrer schwarzen Augen, in denen auch nicht der geringste Zorn zu finden war, der Schnitt ihres zarten Gesichts, die Anmut ihrer lieblichen Gestalt und ihre schönen Gliedmaße sind ein beredtes Zeugnis dafür, daß die Schöpfung noch Kraft genug besitzt, um schöne Geschöpfe zu schaffen. Fügt man noch ihre Herkunft und ihre Eigenschaften, auch die Bedrängnis ihres Lebens und ihre asketische Frömmigkeit hinzu, so errichtet all dies eine Scheidewand, von der die Gedanken, selbst wenn sie Böses sinnen, abprallen.

Diese Krankenschwester, er nannte sie Nadja, kam zurück. Aber sie hieß Schira,* da ihr Vater, ein Hebräischlehrer, einer der Chovevej Zion,* der Freunde Zions, sie zum Andenken an seine Mutter, die Sara hieß, Schira genannt hatte.

* Die so gekennzeichneten Begriffe und Wendungen werden im Anhang erklärt.

Schira wies die Frauen nicht in ihre Zimmer, sondern setzte sich zu ihnen, als sei sie selbst eine Kranke oder stünde vor ihrer Entbindung. Als Herbst die Augen schloß, um sie nicht anzuschauen, kam ein Bettler, auf beiden Augen blind, und begann zwischen den Frauen herumzugehen. Herbst wunderte sich über den Krankenhausvorsteher, daß er diesen dicken Bettler zwischen den Frauen herumgehen ließ, sie waren schwach und standen vor ihrer Entbindung, und er schlurft da herum und betastet alle und summt etwas Langweiliges vor sich hin, es hat keinen Anfang und kein Ende, und die rote Mütze auf seinem Kopf flammt auf und lacht spaßig. Nadja, das ist Schira, das ist Nadja, öffnete eine Zigarettendose und fragte ihn auf russisch: Mein Täubchen, willst du eine Zigarette?

Der Istanbuler sprach nicht Russisch und antwortete ihr auf türkisch, eine Sprache, die Schira, das ist Nadja, nicht verstand, und berührte dabei ihre Schulter. Herbst überlegte, ob er ihr nicht sagen solle, daß dieser Blinde ein Türke sei und sie nicht verstehe, aber er hielt sich zurück und sagte kein Wort, da er nicht mit ihr sprechen wollte. Schira saß kauernnd da, ihr Körper breitete sich aus, bis ihre vollen Glieder den dicken Bettler umschlangen, Herbst wandte den Blick ab und dachte sich: wie ungesittet ist doch diese Frau, die sich vor den Leuten nicht schämt, und wie schlecht ist ihr Geschmack, daß sie ihre Glieder streckt, um einen blinden Bettler zu umschlingen, dessen Augen häßlich riechen. Die Frauen rührten sich und sahen Schira und den Bettler an. Mehr neugierig als erstaunt blickten sie auf die beiden. Plötzlich geschah etwas Merkwürdiges. Als diese da ganz nah aneinander saßen, begannen sie immer schmäler zu werden, bis von Schira zuletzt nichts übrigblieb als ihre linke Sandale. Das ist doch erstaunlich. Eine Sandale, die nichts weiter ist als ein Kleidungsstück, wie verleiben sich bloß zwei Menschen, ein dicker und ein halbdicker, in sie ein?

Oder haben sich etwa die beiden nicht in die Sandale zurückgezogen?

Wohin sind sie dann verschwunden? Die ganze Zeit über ließen wir sie doch nicht aus den Augen, und wir sahen nicht, daß sie weggingen. Ob wir es wollen oder nicht, sie sind in der Sandale. Am besten wäre es, Henriette zu fragen, was da stimmt

und was bloße Phantasie ist. Noch ehe er dazu kam, sie zu fragen, fuhr sie ihm mit ihren langen warmen Fingern über die Stirn und sagte, Mein Lieber, man kommt mich in mein Bett holen, und ich verlasse dich.

Manfred öffnete die Augen und sah, daß seine Frau aufgestanden war, und eine kleine Krankenschwester hielt sie an der Hand mit ihrer kleinen Tasche. Er trennte sich von seiner Frau, die sich an ihn schmiegte, wie sie vor ihrer Entbindung von Sohara sich an ihn geschmiegt hatte und vor der Geburt von Tamara. Manfred gab ihr einen Abschiedskuß wie damals, vor einer halben Ewigkeit, als sie mit seiner Erstlingstochter, mit Sohara und mit deren Schwester, mit Tamara, niedergekommen war. Nachdem er sie geküßt hatte, küßte er sie nochmals, verabschiedete sich und ging fort.

Im Gehen sagte er sich: ich weiß, daß das alles ein Traum war, warum gibt es mir denn keine Ruhe, und weshalb läßt mein Herz es nicht los, und weshalb gebe ich nicht zu, daß das alles ein Traum war. Jetzt lasse ich diesen inneren Widerstreit auf sich beruhen, er führt zu nichts, und ich will sehen, was ich zu tun habe. Er dachte nach und fand nichts, was zu tun wäre, und selbst wenn es getan werden sollte, brauchte es nicht gleich jetzt getan zu werden, und man konnte es bis nach Henriettes Entbindung aufschieben und selbst bis nach ihrer Heimkehr. Er schlug die Richtung auf sein Haus ein und überlegte, was er sich zum Abendbrot bereiten und welches Buch er lesen werde.

Während er überlegte, sah er in seinem Notizbuch nach, ob nicht etwas vermerkt wäre, das auf dem Heimweg zu erledigen sei. Es war nichts vermerkt, was auf dem Heimweg zu verrichten wäre, aber es gab da Adressen und darunter die Telefonnummer von Lisbeth Neu, der Verwandten seines unvergleichlichen Lehrers, Professor Neu. Er erinnerte sich, ihr gesagt zu haben, daß er wahrscheinlich eines Tages anrufen würde. Wahrlich, nicht das ist der Tag und nicht das die Stunde, Mädchen anzurufen. Auch hatte er ihr nichts zu sagen. Aber, sagte Herbst, Da ich ihr versprochen habe, sie anzurufen, werde ich mein Versprechen einhalten und sie anrufen. Als er an eine Telefonzelle gelangte, trat er ein, um sie anzurufen.

2 Woher kennt Doktor Herbst Lisbeth Neu? Es war so: an einem Sabbatvormittag ging Herbst zwischen Regengüssen Doktor Ernst Weltfremd beglückwünschen, da er von einem gewöhnlichen Professor zu einem fixundfertigen, ordentlichen,* avanciert war. Als nun Herbst bei Weltfremd war, kamen zwei Damen, eine alte und eine junge, um dem neuen Professor zu gratulieren. Weltfremd stellte ihnen Doktor Herbst vor. Da beugte die alte ein wenig den Kopf und hielt ihm die Fingerspitzen ihrer Rechten entgegen, und die junge gab ihm die Hand und sagte ihm, Ich bin in Ihrer Wohnung gewesen. Herbst sagte, Es wundert mich, daß ich Sie nicht sah. Sie lächelte und sagte, Auch ich sah Sie nicht, da Sie nicht zu Hause waren. Herbst sagte, Das ist bedauerlich. Wann war das? Sie sagte, Damals, als mein Onkel, Professor Neu, sich in Jerusalem aufhielt und Sie besuchen ging und ich ihn begleitete. Herbst sagte, Sie betrüben mich, Fräulein, Professor Neu kam zu mir, und ich versäumte, ihn zu empfangen. Aber ich hoffe, ihn bald zu sehen, und vielleicht sehe ich dann auch Sie. Die Alte sagte, Unser Onkel ist betagt, und Reisestrapazen gehen über seine Kräfte, es ist kaum anzunehmen, daß er nochmals kommt. Herbst sagte, Allenfalls, nur dachte er sich: er kommt nicht, weil er alt ist und die Mühe der Reise ihm schwerfällt, Sie aber, Fräulein, Sie sind jung, der Weg verkürzt sich Ihnen von selbst, vielleicht kommen Sie ein zweites Mal.

Nachdem er das Haus Weltfremds verlassen hatte und nicht weit gegangen war, sah er das Gesicht Lisbeth Neus vor sich und wußte, daß man nicht jede Stunde ein solches Mädchen zu sehen bekommt. Er bedauerte, ihr nicht etwas gesagt zu haben, das eine Fortsetzung verlangte, aber hätte er ihr selbst etwas Derartiges gesagt, wäre es zu keiner Fortsetzung gekommen, da er verheiratet und Vater von zwei großen Töchtern war, und wenn er nochmals mit ihr spräche, was dann? Immerhin ist Lisbeth Neu es wert, daß er sie sähe.

Wie Menschen, die sich in ihrer Jugend für einen Beruf entschieden haben, lenkte Manfred Herbst seine Gedanken von Lisbeth Neu ab. Erinnernte er sich an sie, so bloß um sich zu sagen, daß er sie, selbst wenn er sie träfe, nicht erkennen

würde, waren doch seine Augen unfähig, einen Menschen nach einmaligem Sehen wiederzuerkennen, selbst ein Mädchen wie Lisbeth Neu. Vielleicht hätte er sie bitten sollen, daß sie ihn beim Wiedererblicken als erste grüße, weil er alt sei und seine Augen unbeholfen oder wegen beider Mängel zugleich. Da er sie nicht gebeten hatte, hatte er gar keine Hoffnung, sie wiederzusehen.

Was ihm die Hoffnung nicht gab, gab ihm das Glück. Es vergingen nur wenige Tage, und er traf sie und erkannte sie, er erkannte sie sogar sofort, und sie erkannte ihn erst, nachdem er seinen Namen nannte, weil sie, als sie mit ihrer Mutter Professor Weltfremd zu seiner Ernennung zum fixundfertigen, ordentlichen Professor beglückwünschen kam, das Aussehen von Herbst sich nicht genügend eingeprägt hatte, da alle Gegenstände im Haus von Professor Weltfremd schwarz waren und das Gesicht eines Menschen dort nur mit Mühe zu erkennen ist, und weil sie gleich nach der Gratulation wieder gegangen waren, um die beiden Gelehrten mit ihren Angelegenheiten allein zu lassen.

Sie trug Alltagskleidung und einen Strohhut, der nicht der Jahreszeit entsprach, war doch der Sommer schon vorbei und die Regenzeit angebrochen. Ihr ganzes Aussehen verriet, daß ihr Auskommen dürftig war. Als diese Einwanderer aus Deutschland, die bequem und in Wohlstand in Ehren gelebt hatten, bis der Goj* ihr Vermögen beschlagnahmte und sie aus ihren feinen Häusern vertrieb, schließlich ins Land Israel kamen, wurden ihre Taschen leer, ehe sie wußten, was sie tun sollten, und sie konnten ihren Lebensunterhalt kaum decken. Aber Lisbeths Anmut verhüllte ihre Armut und wurde noch durch ihre Zurückhaltung betont. Auf den ersten Blick glich sie jemandem, der an einen Ort geraten, an dem man ihn nicht kennt, seinen eigenen Kräften nicht vertraut. Bei ihr aber war die Zurückhaltung Teil ihres Wesens. Sie fühlte sich unberechtigt, die Früchte fremden Fleisses zu ernten, denn als die Familien ihres Vaters und ihrer Mutter sorglos lebten und der Pflicht gegenüber dem Land Israel dahin nachkamen, daß sie den Armen Jerusalems und ihren Wohltätigkeitskassen Spenden entrichteten, kamen die russischen und polnischen und galizischen und rumänischen Juden und pflanzten Weinberge und Zitrushaine und er-

richteten Siedlungen und stellten das Land für ihre Brüder in der Gola* bereit. Herbst spottete über die Rassenlehre und die vermeintlichen Gelehrten dieser vermeintlichen Lehre. Als er Lisbeth Neu erblickte und die Anmut ihrer Jugend und die Herrlichkeit vergangener Zeiten in seinen Augen eines waren, da war er unwillkürlich im Herzen froh, zu ihrem Volk zu zählen.

Weil Lisbeth Neu etliche Kapitel im Buch Schira einnehmen wird, will ich etwas von dem Gespräch von Doktor Herbst und Lisbeth Neu bringen, doch nicht als Gespräch; ich will erzählen, wie ihr Gespräch ungefähr verlief.

Herbst begann das Gespräch mit Lisbeth Neu über das letzte Buch ihres greisen Onkels, Professor Alfred Neu, von dem sogar seine Widersacher zugeben mußten, daß es etwas Neues in der Wissenschaft brächte und Aussichten hätte, grundlegend auf seinem Gebiet zu werden. Wie erstaunt war da Lisbeth Neu. Seit sie ihren Onkel kannte, war ihr nicht in den Sinn gekommen, daß das Ansehen ihres Onkels seinen Büchern galt. Sie hatte in ihrem Onkel ihren Onkel gesehen, einen ihrer Verwandten. Eigentlich ein entfernter Verwandter, aber da wir keine besondere Bezeichnung für das Verwandtschaftsverhältnis zwischen ihnen besitzen und da er sie wie ein Onkel behandelte, nannte sie ihn Onkel, wenn er auch nicht ihr Onkel war, sondern der Onkel ihres Großvaters, der zur Welt kam, als sein Vater recht alt, und er deshalb jünger war als ihr Großvater, Enkel des Großvaters von Professor Neu. Aber, sagte Lisbeth Neu, jetzt sorgen wir uns, meine Mutter und ich, da schon anderthalb Jahre vergingen, seit uns der Onkel schrieb, und er pflegte doch drei-, viermal im Jahr zu schreiben, dazu noch der Glückwunschbrief zum Neuen Jahr. Vier-, fünfmal im Jahr pflegte er Ihnen zu schreiben? rief Herbst erstaunt. Vier-, fünfmal im Jahr. Wie lieb er euch doch hat. Große Gelehrte aus der ganzen Welt wenden sich an ihn, und er legt ihre Briefe unbeantwortet beiseite, und antwortet er, so auf einen von vielen, und statt ihrer nimmt er sich Zeit für euch und schreibt euch vier, fünf Briefe im Jahr. Herbst verabschiedete sich von Lisbeth Neu, nicht ohne sich zu verpflichten, sich nach dem Befinden von Professor Neu zu erkundigen und ihr darüber zu berichten.

Wie so die Dinge ihren Lauf nehmen, geschah es, daß Herbst seinen Kollegen Professor Lemner besuchte und ihn guter Laune fand, da er einen Brief von Professor Neu erhalten hatte. Und wie so die Dinge ihren Lauf nehmen, geschah es, daß er an diesem Tag Lisbeth Neu traf. Er sagte ihr, Ich habe Ihnen etwas Gutes zu berichten, Fräulein, gerade sah ich einen Brief von Professor Neu, und die Schrift bezeugt, daß er jünger als sieben Jugendliche ist. Lisbeth Neu lachte und sagte, Auch wir erhielten einen Brief von unserem Onkel, und sicherlich schrieb er die beiden Briefe am selben Tag, denn unser Onkel ist gewohnt, Tage zum Briefeschreiben zu bestimmen. Traf seitdem Manfred Herbst Lisbeth Neu, sprach er mit ihr über ihren Onkel, Professor Neu, zum Beispiel, Herr X hätte einen Brief von Professor Neu erhalten, oder in der und der Zeitschrift sei ein Aufsatz von ihrem Onkel erschienen oder aber ein Artikel über die Methode ihres Onkels publiziert worden. Da das Fachgebiet Professor Neus ihr fremd war, konnte Herbst das Gespräch nicht in die Länge ziehen. Und da er mit ihr nicht in ein längeres Gespräch kommen konnte, versickerten seine Worte gleich zu Beginn. Und da er wußte, daß ihm das Geschick fehlte, junge Damen durch angenehme Unterhaltung zu bezaubern, machte er es kurz, um sie nicht zu langweilen. Das gereichte ihm in ihren Augen zum Vorteil, meinte sie doch, Doktor Herbst sei ein großer Gelehrter, und Gelehrte pflegen nicht lange mit einfachen Mädchen zu reden, in denen wenig Lehre und wenig Klugheit steckt, und überhaupt nichts.

Ein Monat nach dem anderen verging. Die Welt beschäftigte sich mit ihren Dingen und Doktor Herbst mit seinen. Wer will die Dinge der Welt schildern?

Die Dinge, die Doktor Herbst geschahen, kann ich erzählen.

Ich will mit dem Entscheidenden beginnen und schön der Reihe nach berichten. Er bereitete seine Vorlesungen vor und hielt sie vor seinen Studenten. Er las viele Bücher und viele Zeitschriften seines Fachs und solche, die seinem Fach nahelagen. Fand er etwas Bemerkenswertes, notierte er es und legte es in ein Kästchen. Fand er nichts, das bemerkenswert genug war, um notiert zu werden, aber aus einem anderen Grund lohnend, unterstrich er es mit dem Bleistift und manchmal sogar mit

Tinte. Außerdem unterhielt er sich auch noch mit seinen Kollegen in der Universität und mit seinen Studenten und manchmal einfach so mit irgendeinem, etwa mit dem Autofahrer oder dem Ladenbesitzer, bei dem er sein Schreibzeug besorgte, oder zum Beispiel mit seinen Nachbarn und, selbstredend, mit seiner Frau und seinen Töchtern, wenn sie im Haus waren, denn Sohara, die Erstgeborene, war Mitglied in einer Kwuza,* und Tamara, ihre Schwester, besuchte noch die Schule. Sie wohnte bei ihren Eltern, doch verstrickte sie ihren Vater nicht allzu oft in ein Gespräch. Hier will ich mich nicht bei den Töchtern aufhalten, wenn ich zu ihnen gelange, erzähle ich über sie.

So vergingen einige Monate, und er sah Lisbeth Neu nicht. Bei all seinen Tätigkeiten kam es ihm nicht zu Bewußtsein. Als er es gewahr wurde, sprach er zu sich selbst: weshalb sieht man die Verwandte Neus nicht? Da niemand da war, seine Frage zu beantworten, antwortete er selbst: sicher fuhr sie nach Tel Aviv hinunter oder irgendwo anders hin. Da er niemanden fand, den er fragen konnte, sprach er wieder zu sich selbst: was geht es mich eigentlich an, ob sie in Jerusalem oder ob sie nicht in Jerusalem ist, selbst wenn sie in Jerusalem wäre und ich sie sähe, habe ich ihr doch nichts zu sagen. Immerhin bereitet es einem Stubenhocker Freude, geht er in die Stadt, einem schönen Mädchen zu begegnen.

3 Ich füge der Sache, bei der wir uns aufhalten, noch einige Worte hinzu. Manfred Herbst hatte seiner Frau nichts über das Mädchen erzählt, das er bei Ernst Weltfremd kennengelernt hatte, als sie mit ihrer Mutter Ernst Weltfremd zu seiner Ernennung zum Professor gratulieren gekommen war. Obwohl Manfred Henriette alles zu erzählen pflegte, was ihm widerfuhr, erzählte er ihr nicht das Geringste über Lisbeth Neu, wenn er auch wußte, daß, hätte er es erzählt, sie rein gar nichts dabei gefunden hätte. Henriette spürte nicht den Augen Manfreds nach, wohin sie blicken, und schon gar nicht bei diesem Mädchen, der Verwandten des hochgeschätzten Professors, und als sie mit ihrem Onkel da war, wußte Henriette sicherlich, daß sie

nicht zu diesen Jungesellinnen gehörte, die sich aufdrängen und Männern anderer Frauen nachstellen.

Ich will ins rechte Licht setzen, was ins rechte Licht gesetzt werden will. Als Lisbeth Neu Doktor Herbst erzählte, daß sie mit ihrem Onkel zu ihm gekommen wäre und sie ihn nicht gefunden hätten, sprach er ihr sein Bedauern darüber aus, daß er seinen hochgeschätzten Lehrer bei sich zu empfangen versäumt hatte. Aber wenn er ihn nicht angetroffen hatte, so hatte Henriette ihn angetroffen und hatte es ihm gewiß erzählt. Er jedoch behauptete, von nichts gehört zu haben. In Wirklichkeit aber hatte Henriette es ihm erzählt, und auch Professor Neu hatte es ihm vor seiner Abreise erzählt, und was Herbst Lisbeth Neu sagte, war in die Welt hineingesprochen.

Verweilen wir ein wenig bei Henriette. In diesen Tagen war sie alt geworden, und ihr Gesicht hatte sich mit Falten überzogen, nach Art der Blondinen im Land Israel, die frühzeitig altern. Mehr als das Klima waren die Sorgen daran schuld. Ihre Verwandten in Deutschland waren in großer Not, und Henriettes ganzes Sinnen und Trachten war auf sie gerichtet, wie sie von dort heraus und ins Land Israel zu bringen wären. Die Sorgen gruben sich in ihr Gesicht ein, es legte sich in Falten, und sie versuchte nicht, sie zu verbergen wie ihre Altersgenossinnen, und achtete nicht darauf, ihrem Mann zu gefallen. Bei Nacht, wenn eine Frau ohne Haushaltssorgen ist und ihren Gedanken freien Lauf läßt, grübelte sie, was zu tun sei und wie es zu tun sie, und was ihr bei Nacht in den Sinn kam, führte sie bei Tag aus, lief in die Büros der Jewish Agency* und von dort zu Rechtsanwälten, von dort ins Einwanderungsbüro und zu den Vermittlern und den Ratgebern und den Maklern, die nicht redlich mit ihr umgingen, wenn sie auch nicht böswillig waren. In Zeiten, da Niederträchtigkeit in der Welt herrscht, handelt, selbst wer nicht böse ist, niederträchtig. Henriette nahm all die Mühe auf sich und befreite ihren Mann von den Laufereien und der Geringschätzung, die vielen in Israel* damals von den englischen und arabischen Beamten zuteil wurde und von den jüdischen, die es denen gleichtun wollten und härter als die Nichtjuden waren. Und da Manfred sich mit nichts zu plagen hatte, kam der, der allein zur Plage der Menschen erschaffen wurde, und plagte

ihn. Er sagte ihm: wirf einen Blick auf dich selber, bist du denn nicht noch jung und keineswegs alt, und seid ihr, Henriette und du, auch gleichaltrig, so ist doch ein Unterschied zwischen Mann und Weib, ihr hat schon das Alter zugesetzt, und du bist noch bei vollen Kräften. Und wie es bei solchen Dingen zugeht, nimmt man jedes Wort für bare Münze. Auch Manfred Herbst, ein gewisser Gelehrter, der ein großes Buch von sechshundert Seiten geschrieben hatte über die Geräte, die sich in der Sophienkirche in Byzanz zur Zeit Leos des Ketzers befanden, es wurde von den meisten Gelehrten gelobt, die weder die Anzahl verringerten noch ihr mehr als zwei, drei kleine Schwenkkelche hinzufügten, von denen andere Gelehrte behaupteten, es müsse noch nachgewiesen werden, ob es sie wirklich schon zu Zeiten Leos gab oder ob sie erst später hingebracht wurden – auch dieser Manfred Herbst begann sich zu sagen, ich muß mich beeilen, ehe das Alter mir zuvorkommt. Wie? In der Gesellschaft schöner junger Frauen. Solange Henriette jung war, die Töchter klein und er zwischen seinen Büchern saß und Quellen sammelte für seine Abhandlung über Armenbegräbnisse in Byzanz, kam ihm nicht in den Sinn, sich Gesellschaft außerhalb des Hauses zu suchen. Jetzt, da Henriette gealtert war, die Töchter erwachsen und er ein wenig am Abschluß seiner Abhandlung zu zweifeln begann, begannen seine Augen herumzuschweifen. Noch hatten die Augen nicht gefunden, was das Herz ersehnte. Plötzlich wurde er mit Lisbeth Neu bekannt. Und ob er gleichwohl wußte, daß nicht sie das Mädchen sei, das er suchte, so waren seine wohlmeinendsten Gedanken dennoch bei ihr. Schläge ich Wege der Forschung ein, sagte ich, in seinem innersten Herzen fand der Geist, der böse Gedanken vertreibt, wenig Gefallen.

Eines Tages verließ Manfred Herbst die französische Bibliothek in der Ben-Yehuda-Straße* und hatte neue Romane, die aus Paris eingetroffen waren, unterm Arm. Es gibt Gelehrte, die sich rühmen, seit dem Tag, da sie das Gymnasium verließen, kein Gedicht, keine Erzählung, keinen Roman – nichts was außerhalb ihres Faches liegt – gelesen zu haben. Andere wiederum wollen auch etwas zu ihrer Erquickung lesen und lesen Kriminalgeschichten, verborgen, damit es niemand sehe. Herbst las viel Gedichte, Erzählungen und Romane und tat es nicht im

verborgenen. Als er so auf der Straße ging, begann er sich auszumalen, was ungefähr in den Romanen geschehen würde, die er bei sich trug. Auf einmal spürte er in seinem Innern eine Art angenehme Wärme und erblickte etwas wie Glanz vor sich aufleuchten. Noch konnte er nicht ergründen, woher diese Wärme und dieser Glanz kämen, und schon kam ihm Lisbeth Neu entgegen. Sie sah ihn mit ihren beiden schwarzen Augen an, und wieder schimmerte der Glanz in ihnen auf. Herbst vergaß, daß er sich gesagt hatte, er hätte über nichts mit ihr zu reden, und vergaß, daß er sich gesagt hatte, falls er mit ihr sprechen würde, wolle er sie nicht lange aufhalten, kannte er sie doch nur flüchtig. Es geschah ihm ein Wunder, und sie begann, mit ihm zu sprechen. Sie sagte ihm, Bitte, Doktor Herbst, könnten Sie sich nicht ein kleines Stündchen für mich freimachen. Ich will Sie nicht lange aufhalten. Ich will Sie um einen Rat fragen. Ihre Stimme ging seinem Herzen nahe, und mehr als ihre Stimme taten es ihre Augen, die ihn besorgt anblickten, ob sie nicht die Grenze des Erlaubten überschritten und zuviel verlangt hätte. Herbst faßte die Romane fest unter seinem Arm und sagte, Jeder Ort, den Sie wählen, soll mir recht sein und jede Stunde, die Sie wählen, auch. Lisbeth wunderte sich. So viel hatte sie gar nicht verlangt, wenn auch einen Ratschlag zu erteilen Platz und Zeit braucht. Sie faßte Mut und sagte, Wenn es Ihnen recht ist, so warte ich morgen abend um sechs im Café Sichel auf Sie. Herbst wiederholte ihre Worte, um sie nicht zu vergessen, und jedes Wort, das er ungeduldig aussprach, ließ eine kleine Freude erkennen, wie bei einem, dem eine Freude bevorsteht und der sie kaum erwarten kann. Nach einem kleinen Weilchen verabschiedete sie sich und ging fort.

Herbst sah ihr nicht nach, aber im Geist folgte er ihren Schritten zwischen den Vorübergehenden, die nicht wußten, wer da neben ihnen geht und wie jeder ihrer Schritte sie von ihm entfernte. Plötzlich fiel ihm ein, was er nicht versäumen dürfe. Er wandte den Kopf und sah ihr nach. Sie war schon fern von ihm, kaum sah er noch den Rand ihres Hutes, er schwankte im Abendwind so wie Vorhänge, die man bei offenen Fenstern zur Straße zuzieht.

Ich überspringe einen ganzen Tag, der nicht vergehen will, es

ist der Tag zwischen Begegnung und Begegnung, und wir wollen sehen, wie die Dinge nachher ausfielen. So etwas hat es schon gegeben und kann jeden Tag und jede Stunde von neuem geschehen, wenn ein verheirateter Mann, Vater von zwei Töchtern, Universitätsdozent, und ein Mädchen aus gutem Haus, vierundzwanzigjährig, ein Rendezvous in einem Café ausmachen. Dennoch will ich die Sache erzählen, als wäre sie neu, und erzähle sie vom Anfang bis zum Ende, wie er auf sie wartete und wie er mit ihr das Kaffeehaus betrat, und wie sie zusammen-saßen, und was er mit ihr sprach und dergleichen.

Schon eine Stunde früher als sie sich verabredet hatten, schlich sich Herbst aus dem Haus, weiß doch keiner, was seine Frau von ihm verlangen wird, und wer plötzlich zu ihm kommen kann, und wie lange er sich mit ihm wird aufhalten müssen, ist doch jeder Tag recht, um einen Kollegen aufzusuchen, ohne es ihn vorher wissen zu lassen, und ist der Besuch einmal da, kann man ihn nicht eher loswerden, als er selbst es will. So verließ Herbst eben das Haus eine Stunde früher, als ausgemacht war.

Herbst gelangte in die Ben-Yehuda-Straße und ging von einem Bürgersteig zum anderen, vom gegenüberliegenden zum Café Sichel* und wieder zurück, voll Angst, einer der Vorübergehenden könne ihn aufhalten, weil es im Land Israel üblich ist, daß man einen Bekannten, den man zufällig trifft und der nicht beschäftigt ist, aufhält, gleichviel, ob man ihm etwas zu sagen hat oder nicht. Daher können wir uns die Befürchtungen von Herbst ausmalen. Aber außer den Zigaretten, die er von Mal zu Mal herauszog und anzündete, hielt ihn keiner auf. Und zwischen Zigarette und Zigarette sah er auf die Uhr, aber die Uhr blieb ihrer Zeit treu und tauschte sie nicht gegen eine spätere aus, so wie die Sanduhr, so viel man sie auch schüttelt, kein Sandkorn durchläßt, bevor dessen Zeit gekommen ist. Und als zur ausgemachten Stunde Lisbeth nicht erschien, prüfte Herbst jedes Wort, das er ihr gestern gesagt hatte, vielleicht war etwas Anstößiges dabeigewesen und hatte ihr Mißfallen erregt. Nachdem er alles, was er zu ihr gesprochen hatte, Wort für Wort, einer sorgfältigen Prüfung unterzogen hatte und nichts Anstößiges fand, beruhigte er sich. Aber seine Füße beruhigten sich nicht, sie führten ihn ins Café, ob sie vielleicht da sei und auf

ihn wartete. Er trat ein und drängte sich zwischen den Tischen hindurch und durchforschte das ganze Café, ohne Lisbeth Neu zu finden. Da er sie nicht fand, ging er hinaus.

Und wieder pendelte er von Bürgersteig zu Bürgersteig, niedergeschlagen und hoffend, hoffend und niedergeschlagen. Und als beide Stimmungen vergingen und eine neue, unklare über ihn kam, voll Mattigkeit des Herzens, erschien Lisbeth Neu. Von Angesicht zu Angesicht erschien sie ihm, Aug in Auge sah er sie.

So tauchte also Lisbeth Neu auf, kam und sagte, Ich habe Ihre Zeit gestohlen, Doktor Neu, ich habe Sie warten lassen. Herbst hörte es und wollte sagen: ich war bereit, auf Sie bis morgen zu warten, sagte jedoch nichts, sondern verbeugte sich vor ihr, gab ihr die Hand und betrat mit ihr das Café.

Und wieder zwang sich Herbst zwischen den dichtgedrängten Tischen und den gekippten Stühlen hindurch, denen es nichts ausmacht, daß alle sich an den Stuhlbeinen stoßen. Das Entscheidende an einem Stuhl ist, daß der, der auf ihm sitzt, so sitzt, wie es ihm beliebt, und daß es ihn nichts angeht, ob die, die an ihm vorbei wollen, sich stoßen oder nicht. So war Herbst wiederum im Café, aber vorher war er trüb und verlassen gewesen, jetzt aber war Lisbeth Neu mit ihm. Doch wunderte er sich, daß nicht alle Anwesenden ihr zu Ehren aufstanden und ihr ihre Stühle anboten. Als dies nun keiner tat, begann er einen Stuhl für sie zu suchen. Er fand keinen leeren. Da stand einer der Cafébesucher auf, um zu einer Versammlung oder zu einer Sitzung oder zu einer Tagung oder vielleicht nach Hause zu gehen, und sein Stuhl wurde frei. Herbst nahm den Stuhl und stellte ihn vor Lisbeth Neu hin, und er selbst stand neben ihr und wäre wahrscheinlich so bis ans Ende der Tage gestanden. Da geschah es, daß in seiner Nähe wieder ein Stuhl frei wurde. Schnell nahm er ihn und blieb dort stehen und rührte sich nicht. Plötzlich fiel ihm ein, daß er den Stuhl neben den ihren stellen und er sich neben Lisbeth Neu niedersetzen könne. Er nahm den Stuhl, stellte ihn neben Lisbeth Neus Stuhl und nahm Platz.

Lisbeth Neu saß da, und Doktor Herbst saß da. Er merkte, daß der Zweck des Zusammensitzens das Zusammensitzen war. Eine Kellnerin kam und fragte wie üblich, Was bestellen Sie? Herbst antwortete ungehalten, Was wir bestellen? Alles, was Sie